

Herwig Duschek, 30. 7. 2013

www.gralsmacht.com

1240. Artikel zu den Zeitereignissen

Zur Geistesgeschichte der Musik (56)

(Ich schließe an Artikel 1239 an.)

Mitteleuropäische Bewegung „Meistersinger“ – Richard Wagner – „Lochamer-Liederbuch“ – Hans Sachs

(Kurt Pahlen:¹) *Bevor wir uns weiter der Renaissance und dem kraftvollen Blühen aller Künste im damaligen Italien zuwenden – einer wirklich „großen Epoche“, wie es der Titel unseres Buches verspricht –, sei ein anderes Kapitel eingeschoben. Es handelt von einer „kleinen“ Epoche, wenn ihre Erscheinungen sich auch weit über das Abendland hin und über eine beträchtliche Zeitspanne ausdehnen. Aber sie darf chronologisch wie stilistisch nicht fehlen, und sie birgt auch menschlich genug Liebens- und Bewahrenswertes, um hier ihren Platz zu finden. Es ist die mitteleuropäische Bewegung der „Meistersinger“ die man vielleicht als erste rein bürgerliche Strömung in der Geschichte der Musik bezeichnen könnte.*



Richard Wagner hat mit dieser Oper den Meistersingern, insbesondere denen zu Nürnberg, bzw. Hans Sachs (s.u.) ein Denkmal gesetzt.

Sie ist zwar religiös beeinflusst, wie noch alle Kunst des Mittelalters es war. Doch sie ist rein städtisch, besitzt keine Verbindungen mehr zu Hof und Adel, was im Italien der Renaissance immer noch selbstverständlich ist, und läßt sich auch heute noch als Vorbild bürgerlicher Musikliebe voll nachempfinden.

Der Meistersang war eine Liedkunst, die von bürgerlichen Singschulen gepflegt wurde. Diese Singschulen wurden von zunftmäßig organisierten Handwerksmeistern gegründet. Die Bürger der aufstrebenden Städte sahen darin eine Parallele zu der an den Fürstenhöfen praktizierten Musik. Blütezeit der Singschulen war im 15. und 16. Jahrhundert. Zentren der Meistersinger

¹ Die großen Epochen der abendländischen Musik, S. 72-75, Südwest 1991.

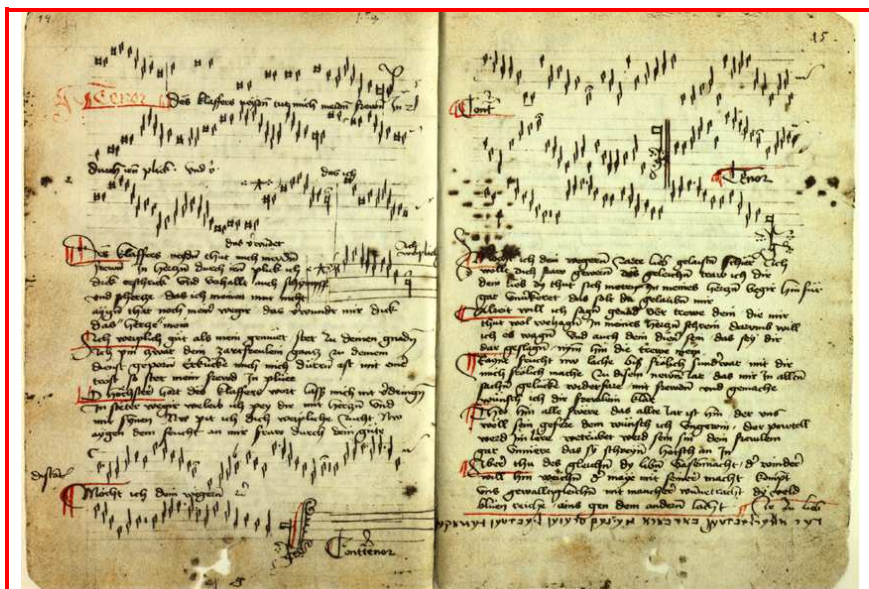
² <http://www.youtube.com/watch?v=IIQGNP5aBI>

waren die Städte Mainz, Nürnberg und Straßburg. Doch gab es Singschulen in ganz Mitteleuropa bis ins damalige Ostpreußen, Schlesien und Mähren.

Die Meistersinger trafen sich am Sonntag in den Singschulen oder in der Kirche, um hier die neueste Liedkomposition eines ihrer Mitglieder zu beurteilen. Dabei galten strenge Regeln und Satzungen, festgelegt in der „Tabulatur“. Das Meisterlied hatte eine dreiteilige Form, die vom Minnesang übernommen worden war. Ein Vers (achtsilbig) entsprach einem Melodiegerüst von zwei Takten mit gleichmäßigen Vierteln. Dieses Gerüst gleichsam konnte man durch Koloraturen erweitern. Dadurch entstanden oft recht künstliche Gebilde. Wer ein Meisterlied vortrug, wurde von „Merkern“ streng kontrolliert hinsichtlich der zahlreichen Regeln, die es zu beachten galt. Wer mehr als sieben Fehler beging, hatte „versungen“ und mußte aufhören. Richard Wagner, der für sein Werk „Die Meistersinger von Nürnberg“ (s.o.) eingehende historische Studien betrieben hatte, läßt sich sehr ironisch-amüsan darüber aus.

Die Leitfigur der Meistersinger war der biblische König David, der mit der kleinen Harfe in der Hand auf ihren Fahnen zu sehen war, fast wie ein Minnesänger gewandet – der eben ein Liebeslied anstimmen will. Sie fühlten sich als bürgerliche Nachfolge der ritterlichen Minnesänger, und das ist eigentlich das Erstaunlichste an ihnen. Denn Minnesang bedeutete Freizügigkeit, Ungebundenheit, Improvisation, höchste Entfaltung der Phantasie. Die Meistersingerei aber sollte wegen ihrer oft doktrinären Auffassung der Kunst, ihrer Regelsucht, die an Pedanterie grenzte, oft in das kritische Kreuzfeuer späterer „romantischer“ Jahrhunderte geraten. Dennoch liegt in der Meistersingerei manches Liebenswerte und sogar Wertvolle, das nach Anerkennung verlangt.

Hier äußert sich der bürgerliche Hang zum Bewahren, der Zug zur Tradition. Die Erhaltung der meisten Troubadourgesänge ist den bürgerlichen Nachfahren zu danken. Sie haben die meisten der von uns genannten Liedersammlungen aus Minnesängertagen aufgezeichnet. Und wahrscheinlich gilt das gleiche von den frühesten Volkslieder-Sammlungen, so etwa dem „Lochamer“ oder „Lochheimer Liederbuch“ (s.u.), das um 1450 in Nürnberg entstanden und nach seinem ersten Besitzer Wolflein von Locham (oder Lochheim) benannt ist.



Handschriftendoppelseite des Lochamer-Liederbuchs³

³ <http://de.wikipedia.org/wiki/Lochamer-Liederbuch>

Die erste „Schule“ der Meistersinger – so nannten sie selbst Lokale und Vereinigungen ihrer Zünfte – wurde in Mainz gegründet, etwa in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Unter ihren Gründungsmitgliedern befand sich Heinrich von Meißen, den wir als „Frauenlob“ unter den letzten Minnesängern fanden.⁴ So ergibt sich eine Brücke zwischen den letzten Troubadours und den frühen künstlerischen Vereinigungen der Bürger in den Städten. Die nächsten Gründungen erfolgten in Nürnberg, Frankfurt, Straßburg, Würzburg, Ulm, Augsburg, Colmar, Regensburg, Zwickau, Prag, Freiburg, Danzig und Breslau und bald darauf in wohl Dutzenden anderer Städte im mitteleuropäischen Raum.

Spuren eines französischen Vorläufers führen nach Toulouse, wo im Jahr 1323 einige Musikbeflissene sich zur „Fröhlichen Gesellschaft der sieben Troubadours“ zusammenschlossen. Doch trotz dieses Namens glich ihr Bund weit eher einer bürgerlichen Meistersingerzunft als den im Titel genannten ritterlichen Vorläufern. Und das von ihnen alljährlich veranstaltete „Turnier“ wird mit jenen der Minnesänger weniger gemein gehabt haben als mit den bald anbrechenden „Musiktagen“ oder „Sängertreffen“, wie die Meistersinger sie ins Leben rufen werden.

Daß jede Bewegung versucht, die eigene Vergangenheit zu verklären, versteht sich von selbst. Nicht anders ist es bei den Meistersingern. Selbst Johann Christoph Wagenseil, der in der Geschichte und dem Wesen der Meistersingereie bewandert war wie kein zweiter – er gab 1697 in Altdorf sein Hauptwerk „Von der Meistersänger holdseliger Kunst“ heraus –, erzählt aus den Frühzeiten dieser Bewegung Dinge, die zweifellos in das Gebiet der Legende, der Sage, ja der Märchen gehören. Tatsache ist, daß es im 14. und 15. Jahrhundert in zahllosen Städten, die über ganz Deutschland verteilt sind, im Westen weit bis nach Frankreich, im Osten über manches slawische Gebiet reichen, wo das Deutschtum nur in der oberen Schicht vertreten war, die Singschulen der Meistersinger gab.

Ferner, daß Kaiser Karl IV.⁵ den Meistersingern 1378 das Wappenrecht verbriefte. Jeder Schule stand ein gewählter Obmann vor, dem verschiedene Sachwalter zur Seite standen, wie in jedem späteren Verein. In der bunten Geschichte dieser Institution gibt es mancherlei zu lesen. So etwa, daß in Colmar die Schuhmacher, in Ulm die Weber im Meistergesang führend waren, daß dem Sieger in einem „Haupt- und Wettsingen“ eine goldene Kette um den Hals gehängt wurde, auf deren Münze das Bild König Davids prangte. Übereinstimmend wird berichtet, daß den Titel „Meister“ nur erhielt, wer einen neuen „Ton“ fand, das heißt, wer ein völlig neues Lied schuf.

Gutes Dichten, guter Gesang allein genügten nicht. Wir lesen aber auch in mancher Chronik aus alten Tagen, daß es über diesen Bestimmungen zu heftigen Zerwürfnissen kam. Die Nörgler behaupteten, das „neue Lied“ müsse nur neu sein, nach seiner „Schönheit“ werde nicht gefragt. Dadurch stehe die Verstandesarbeit höher im Kurs als die echte Inspiration oder Kreativität. Ein Vorwurf, an dem sich in den Jahrhunderten seit damals nichts geändert hat.

Es wäre ziemlich sinnlos, Namen aus jenen „Schulen“ aufzuzählen. Es sind ihrer Hunderte überliefert. Doch ist ihr Glanz, so sie ihn außerhalb eines engen, sehr lokalen Rahmens überhaupt besaßen, längst verblaßt oder ganz erloschen. Nur jenes echten Meisters soll gedacht sein: Hans Sachs. Er nannte sich bescheiden einen „Schuhmacher und Poet dazu“. Er kam in Nürnberg am 5. November 1494 zur Welt. Sein Vater, ein Schneider, wollte

⁴ Siehe Artikel 1202 (S. 5)

⁵ Siehe Artikel: 770, S. 3/4; 892, S. 3; 905, S. 3-5; 906, S. 3; 1203, S. 3, Anm. 12

ebenfalls einen Handwerker aus ihm machen, aber ihm doch ein wenig „höhere Bildung“ auf den Weg geben. Er schickte ihn auf eine „Lateinschule“, wo er mit vierzehn Jahren eine Art mittleren Abschluß erreichte.



(Hans Sachs, Holzschnitt von Michael Ostendorfer [1545])

Dann kam er zu einem Schuster in die Lehre, und nach deren Beendigung ging er, wie üblich, auf die Wanderschaft. Mit neunzehn Jahren scheint der Drang zur Dichtkunst übermächtig in ihm geworden zu sein. Über München kehrte er heim, blieb zwar Schuster, verfaßte aber – und nicht nur in seiner Freizeit – Gedichte, Theaterstücke, Fastnachtsschwänke. Er schlug sich 1525 begeistert auf die Seite der Reformation seines Zeitgenossen Martin Luther. Darüber entzweite er sich mit den Behörden Nürnbergs, die vorläufig dem alten Glauben treu blieben. Sie erteilten Sachs ein Schreibverbot.

Bald jedoch brach sich die neue Lehre auch in Franken Bahn, der Umschwung brachte Sachs noch größere Popularität, eine Fülle seiner Werke drang ins Volk. Er heiratete nach dem Tod seiner ersten Gattin, die sein Leben vierzig Jahre lang begleitet hatte, ein zweites Mal und erreichte ein hohes Alter. Als er, der lange Oberhaupt der Meistersinger seiner Stadt gewesen war, in der Nacht vom 19. auf den 20. Januar 1576 starb, hinterließ er über 4200 Prosastücke, 100 Dramen und Komödien, 1000 Fabeln, Hunderte von Fastnachtsschwänken und mehr als 6000 Lieder, worunter nach altem Sprachgebrauch Gedichte zu verstehen sind.

Sachs war auch Musiker. Es gibt allerdings viel weniger Kompositionen aus seiner Feder, und nur ein Bruchteil hat sich erhalten. Sein Anteil am frühen protestantischen Kirchengesang ist bemerkenswert. So hat er viele weltliche Lieder durch Umdichtung zu geistlichen gemacht („O Jesulein zart, von göttlicher Art“, „Christum vom Himmel ruf ich an“, „O Gott Vater, du hast gewollt“, „Wach auf in Gottes Namen“ usw.), das sehr bekannt gewordene „Warum betrübst du dich, mein Herz?“ selbst gedichtet. Der eindrucksvolle Chor aus dem letzten Bild der Oper „Die Meistersinger von Nürnberg“ („Wach auf, es nahet gen den Tag, ich hör singen im grünen Hag ein wonnigliche Nachtigall, ihr Stimm durchdringet

Berg und Tal ...“) stammt textlich von Hans Sachs und wurde von Wagner nicht nur in mittelalterlichem Geist vertont, sondern auch von einer Hymne auf Luther zu einem Jubelchor auf den aufgehenden Morgen umgestaltet.

Hans Sachs ist, seltener Vorzug bei einem Volksdichter, zweimal zum „Helden“ von Opern geworden: 1840 gestaltete Albert Lortzing das deutsche Singspiel „Hans Sachs“, 1868 Richard Wagner seine Oper „Die Meistersinger von Nürnberg“, deren unbestrittene Hauptrolle der historische Meistersinger darstellt. Mit seiner Volkstümlichkeit konnte und kann es kein anderer Dichter-Musiker seines Kreises aufnehmen. Immerhin verdienen Hans Folz (etwa 1440-1513), seines Zeichens „Barbier und Wundarzt“, sowie Hans Rosenblüt (auch Rosenplüt), Schmied und Büchsenmacher, Erwähnung. Auch von ihnen gibt es Gedichte sowie Fastnachtsschwänke, die sicherlich mit Liedern ausgeschmückt gespielt wurden. Ihre Themen sind der sie umgebenden Welt entnommen, so dem Gegensatz zwischen Rittern und Bürgern, Begebenheiten aus den Türkenkriegen zum Beispiel, von den Kreuzzügen, wobei die „Ungläubigen“ noch recht hart angepackt werden.

Noch steht Europa ja der schlimmste Türkeneinfall bevor, und erst dann macht sich eine mildere Stimmung gegen die Krieger des Korans bemerkbar, wie in Lessings „Nathan der Weise“ und Mozarts „Entführung aus dem Serail“.

Die Meistersingerei klang mit dem 16. Jahrhundert aus. Hans Sachs bildet einen letzten, späten Höhepunkt. Später werden die „Schulen“ vollends zu Vereinen, deren Hauptaufgabe längst nicht mehr schöpferisch, sondern vor allem interpretatorischer Art ist. Der Grundstein zu einem Chorwesen wird da gelegt, das in späteren Zeiten große soziale wie künstlerische Bedeutung erlangen soll.

Im Grunde genommen war die Meistersingerei ein liebevoll gepflegter Anachronismus.⁶ Während rundum im Abendland die mehrstimmige Musik sich in glänzendster Weise entfaltete, in Italien das Madrigal⁷ blühte und von dort aus weithin ausstrahlte, in Frankreich die polyphone „chanson“ gesungen wurde, in Deutschlands Musikerkreisen das vielstimmige Gesellschaftslied, das von hervorragenden Berufsmusikern geschaffen wurde, und dies alles zusammen dem Zeitstil seinen „echten“ Stempel aufdrückte, verharrte der Meistergesang in alten Ausdrucksformen, war ein getreuer Nachfolger der Minnesängerzeit und musizierte einstimmig. Es war eigentlich das Volkslied, das vom Land in die Stadt gedrungen war und hier akzeptiert wurde. Allerdings nur in künstlerischer Verfeinerung, die gelegentlich in künstliche abglitt.

Die letzte „Singschule“ Nürnbergs bestand bis 1770. In Ulm versammelten sich die wenigen übriggebliebenen Meistersinger zum letzten Mal am 21. Oktober 1839 und übergaben dem Gesangsverein „Liederkranz“ ihre Gemälde, ihre Singbücher, die Kreidetafeln der einst so gefürchteten „Merker“. Und vor allem: ihre Tabulatur, längst eine tote Reliquie. Ein „letzter Meistersinger“ starb 1876 im Memmingen; es war der Wirt des Gasthauses „Zum Ochsen“, dem sein Festhalten an alten Bräuchen viele Gäste ins Haus gelockt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

⁶ „Verwechslung der Zeiten“ (etwas Unzeitgemäßes)

⁷ Siehe Artikel 1239 (S. 3-5)